

Heinrich Heines Briefwerk ¹

HUBERT BECHER SJ

Der Dichter Heinrich Heine ist von Anfang an eine umstrittene und fragwürdige Gestalt gewesen. Von den einen wurde er als Führer des jungen Deutschlands verherrlicht, andern galt er als gesinnungsloser Mensch. So stellte Alexander von Humboldt fest, daß alle seine Schriften an einer seltsamen Gebrochenheit der Behandlung leiden. Er sei brillant, aber nie moralisch, und man sei sich niemals über das letzte Stadium seiner Meinung sicher (5, 32). Je mehr der Liberalismus zunahm und die Kultur ihre Verwurzelung mit dem Ewigen und Religiösen vergaß, trat auch die Kritik an Heine in den Hintergrund. Der Wechsel des Geschmacks, ein neu gewonnener Sinn für das Echte ließen zuerst seine Lyrik fragwürdig erscheinen. Die antisemitische Bewegung tilgte sogar seinen Namen aus der deutschen Literaturgeschichte. Nach 1945 fühlte man die Verpflichtung, das an ihm begangene Unrecht wiedergutzumachen. Diesem Bestreben dient auch die Herausgabe seines Briefwechsels. In vielen Jahren emsiger Sammler- und Forschertätigkeit hat Friedrich Hirth alles zusammengetragen, was an Briefen erreichbar war. Die drei Kommentarbände enthalten wertvollsten Stoff zur Geschichte der literarischen Strömungen und des geistigen und politischen Lebens der Zeit Heines, das die früheren Veröffentlichungen so vieler Forscher, z. B. Houbens, benutzt, aber weit über alles Frühere hinausgeht. Nach seinem plötzlichen Tod 1952 gab Hirths frühere Mitarbeiterin Claire Hartgenbusch den 3. Kommentarband heraus, in dem sie zugleich noch neugefundene Briefe des Dichters veröffentlichte und viele Ergänzungen und Verbesserungen beifügen konnte. Hirth ist trotz aller wissenschaftlicher Genauigkeit immer Apologet. Seine eigene Anschauung über die Verhältnisse und Menschen tritt überall zutage. Es ist für ihn bezeichnend, daß er Johann Heinrich Voß einen aufrechten Geist nennt (4, 228). Doch ist seine aufgeklärte Gesinnung wohl kein Anlaß, daß man über den wirklichen Heine ein falsches Urteil gewinnen könnte. Briefwerke und Kommentar lassen vielmehr die Fragwürdigkeit Heines klarer erkennen, als es früher möglich war.

Der Dichter ist durchaus ein Kind seiner zwielichtigen Zeit, die er weithin beeinflußt. Man darf sagen, daß ohne eine tiefere Kenntnis Heines die Entwicklung des Geistes und der deutschen Literatur bis zur Gegenwart unverstündlich bleibt.

Die Briefe gewähren zuerst ein klareres Urteil über den Charakter und die Geistesart des Dichters selbst. Er macht es uns nicht leicht, ihm gerecht zu werden, so wetterwendisch und gegensätzlich ist er. Daß er ein außerordent-

¹ *Heinrich Heine, Briefe. Erste Gesamtausgabe nach den Handschriften, hrsg., eingel. und erläutert von Friedrich Hirth, 1: LVIII u. 481 S.; 2: XVII u. 565 S.; 3: VIII u. 672 S.; Kommentare 4: 260 S.; 5: 430 S.; 6: 420 S. Mainz 1950—1957, F. Kupferberg, DM 139,—.*

lich begabter Mensch war, daran kann kein Zweifel sein. Aber hatte er überhaupt etwas Unveränderliches in sich, oder war eben das Launenhafte und Frivole sein Wesen? Vielleicht kann man sagen, daß die Liebe zu seinen Eltern etwas war, was zeitlebens gleich blieb. Schon 1824 schrieb er: „Ich glaube nicht, daß mich jemand an pietas übertrifft.“ Er schreibt zwar nicht viel, aber oft (1, 152). Je älter er wird, desto rührender ist diese Verbundenheit, desto zärtlicher und inniger wird sein Verhältnis zur Mutter und zu seiner Schwester Charlotte. Die Mutter wird ihm immer mehr geistiges Vorbild. Die Sorge um sie und selbst um das wirtschaftliche Auskommen (3, 203) beschäftigt ihn in seiner eigenen schweren Leidenszeit, die ihn von 1848 an bis zu seinem Tod am 17. 2. 1856 ans Bett gefesselt hielt.

Wer sich von dieser gleichbleibenden und echten Liebe überzeugt hat, wird es eher verstehen, daß Heine für kürzere oder auch für längere Zeit so viele seiner Mitmenschen, Männer und Frauen bezaubern konnte. Er muß wohl etwas Kindliches in sich gehabt haben, das immer wieder durchbrach, auch wenn die meisten ihn von ganz anderen Seiten her kennenlernten und früher oder später von ihm abgestoßen wurden. Dieses kindliche Gefühl gibt uns auch die Sicherheit, daß wenigstens eine ganze Reihe seiner lyrischen Gedichte Früchte echter Empfindung sind.

Die Familiengesinnung erstreckte sich zum Teil auch auf die übrigen Mitglieder seiner Sippe. Hier mischt sich allerdings die Liebe mit schmutzigem Egoismus, zur Schau getragener Freundlichkeit, bewußtester Klugheit. Dritten gegenüber kann er sich obendrein ganz anders äußern. Er kann selbst hassen. Aber wir möchten es trotz den kleinen und großen, finanziellen (4, 150) und dichterischen Schwindeleien (Er dichtet angeblich vor den Augen seines Onkels ein Gedicht und deklamiert doch nur die Verse eines anderen 5, 265), trotz den Zornesausbrüchen und Bitterkeiten gegen den geizigen und hartherzigen Millionär glauben, daß er seinem Onkel Salomon gegenüber eine große Achtung empfand und ihn wahrhaft schätzte. Ähnliches gilt auch für die Brüder und die weitere Verwandtschaft. Obwohl er sich sehr oft über das „Judengesindel“ (1, 118), „die unausstehlichen Schacherer und Schmutzlappen“ (1, 89) ereifert, fühlt er sich gegen Ende seines Lebens mehr und mehr als Glied seines Volkes und verehrt auch die Familie Rothschild, von der er allerdings geldliche Hilfe erwartete und fand (3, 654f. u. öfters). Man vermag allerdings kaum je eine reine Freude an seinen Äußerungen zu finden, da man fast nie einer ganzen Aufrichtigkeit sicher sein kann. Das weiß er auch selbst: „Ich bin ein Egoist, der selbst niemandem nützt, keine Opfer bringt vor dem Altar des Guten und der im Gegenteil den Altar mitsamt dem Guten hinopfert für seine Grille“ (1, 117). „Der Mensch ist so ein Lump, daß er nicht lange an das Interesse anderer denken kann, ohne nicht dabei zu erwägen, ob er nicht dadurch zu gleicher Zeit auch sein eigenes Interesse fördern könne“ (3, 310).

„Ich war im Begriff, etwas innigst freundschaftlich Seelenvolles zu sagen, und der ironische Teufel hat mir, wie gewöhnlich, entgegengesetzte Worte

untergeschoben“ (1, 273). Damit kennzeichnet Heine treffend sein eigenes Wesen. Er ist nicht nur wie alle seine Familienmitglieder aufbrausender Natur (2, 210), sondern launisch und wetterwendisch. Bizarre Einfälle jagen sich, und dabei ist es ihm unmöglich, irgendeinen Witz, einen Quergedanken, eine Bosheit zu unterdrücken, mag sie den eigentlichen Gedankengang auch noch so sehr stören. Ja Heine entwickelt aus dieser Fähigkeit und Schwäche in den Gedichten und noch mehr in den Prosaschriften, seinen eigentlichen Stil, um zu überraschen, zu verblüffen, zu amüsieren, zu verletzen und Schadenfreude zu erwecken.

Auch der Briefwechsel mit seinen Freunden und Feinden ist dadurch geprägt. Auf den ersten Eindruck hin gibt er sich dank der im Grund seiner Seele vorhandenen Kindlichkeit, an der wir nicht zweifeln möchten, ganz offen. Wird er enttäuscht oder enttäuscht er selbst, so zeigt er eine gehässige Natur. Vielleicht ist dieses zänkische, rachsüchtige, intrigante und dann auch wieder vertrauensselige Wesen ein allgemeiner Charakterzug dieser Zeit des „jungen Deutschlands“. Bei Heine hat diese Unausgeglichenheit auch darin eine Wurzel, daß er sich selbst etwas vormacht und mehr in seiner Phantasie als in der Wirklichkeit lebt. Wenn er davon schreibt, daß er in seinen Studien große Erfolge habe (1, 206 u. a.), etwa von Metternich oder den preussischen Ministern geschätzt werde (2, 157 u. a.), dann ist zwar immer ein Körnchen Wahrheit vorhanden, aber er verliert doch alles Maß. Wenn er in seinem bekannten Gedicht darüber klagt, daß die einen mit ihrer Liebe, die andern mit ihrem Haß sein Leben vergiftet hätten, kann man auch von ihm selbst sagen, daß er mit seiner Anerkennung und mit seiner Feindschaft zu freigebig gewesen ist. Kein anderer als ein Heine hätte einen Eduard Schenk den größten Dichter der Welt nennen (1, 333), kein anderer einen Platen so abtun können.

Diese Unausgeglichenheit Heines wird zum Teil auch die Folge seines gesundheitlichen Zustandes gewesen sein. Schon in seinen früheren Jahren hören wir, wie sehr er von Kopfschmerzen geplagt wurde, wie er mürrisch, verdüstert wie eine arme Stechpalme und unausstehlich sei (z. B. 1, 72. 166). Leider nimmt er aber auch diesen Wankelmut allzu leicht und meint, daß seine Lumpigkeiten der großen Idee seines Lebens nicht schaden (1, 352f.), und glaubt, sein „ganzes, reines, unbeflecktes, obgleich unglückliches Leben“ werde nach seinem Tode die gerechte Anerkennung finden (2, 211). Überdies scheut er sich nicht, mit vollem Bewußtsein zu lügen, sich etwa „siruplich submiss“ (2, 115) zu geben, wenn er seinen Vorteil sucht. Diese Unehrlichkeit prägt ihn weithin auch als Dichter, wie ein Wort verrät, daß er etwa sich freut, daß ein Verwandter nicht gestorben sei, weil er dann wieder einen Band Trauerlieder hätte schreiben müssen (2, 232). Andererseits ist es erstaunlich, wie er auch bei größten Schmerzen heitersten Gemütes sein kann, ihm die lustigsten Gedanken durchs Hirn springen (3, 566) und er auch in seinem Siechtum noch erstaunliche Werke schafft (3, 329).

Einen großen Raum seiner Briefe nimmt die Sorge um seine wirtschaft-

liche Lage ein. Auch für sie hatte er Begabung, machte Aktiengeschäfte, allerdings mehr, um seine Frau nach dem Tod sicherzustellen. Sehr oft war er in Not, schmarotzte dann „wie ein echter Christ“ bei den reichen Juden (1, 245). Mit seinem Verleger Campe zankte er sich von Anfang an, weil er von ihm ausgenutzt werde. Andererseits stellte er die alte Geburtsaristokratie und Fürst Pückler, ihren letzten Ritter, über die Emporkömmlinge der neuen Geldaristokratie, das plumpe selbstische Krämertum (1, 464f.; 3, 48). Doch kann man gegen ein solches Wort wieder seine Huldigungen an die Familie Rothschild ins Feld führen.

Alle Äußerungen über seine persönlichen Beziehungen schwanken zwischen Ja und Nein. Heine bleibt „ein armer Subjektivling“, wie er sich schon 1826 nennt (1, 288), sich zur Qual, den andern zum Verdruß. Der Großteil der Briefe ist von diesen Dingen angefüllt. Sie wirken darum auf die Dauer leer und langweilig, sind voll von Klagen und Angriffen, Zeugnisse eines zerrissenen Augenblicksmenschen.

Heine fühlt sich als Deutscher, eine der deutschesten Bestien, die zum Stockfisch vertrocknet, wenn er aus dem Wasser des Deutschtümlichen herauspringt (1, 150); dann wieder überhäuft er Deutschland, insbesondere die rheinische Heimat, „das Bastardland“, mit den größten Schmähungen (2, 238 u. a.). Schon früh plant er nach Paris zu gehen und dort für Deutschland und von dort aus für Frankreich zu wirken. Er will Europäer sein (1, 293. 298), das ganze europäische Leben in seinen Büchern darstellen (2, 165. 169), die großen Weltinteressen aussprechen (1, 306). „Es gibt in Europa keine Nation mehr, sondern nur Parteien“ (1, 382). Aber dieses Deutschland, dieses Europa, diese Welt ist für ihn nichts Gewachsenes. Heine ist ein aufgeklärter Kosmopolit, der die nationalen Vorurteile, die patriotischen Engsinigkeiten vernichten will. „Die Volkstümler sind sterbliche Menschen, die der Vergangenheit angehören“ (2, 38).

Wenn wir von der Persönlichkeit Heines übergehen zur Betrachtung seines dichterischen Berufes, stoßen wir ebenfalls auf seine Unausgeglichenheit. Er will zugleich Dichter und Schriftsteller, Poet zum kleinen Teil, dagegen ein vielseitiger und ausgebildeter Schriftsteller (1, 131) sein. Als Schriftsteller sieht er seine Aufgabe darin, die Erscheinungen des Tages für den Tag zu besprechen, und zwar im Sinn der Zukunft (2, 226). „Der echte Dichter gibt nicht die Geschichte seiner eigenen Zeit, sondern aller Zeiten, und darum ist ein echtes Gedicht auch immer der Spiegel jeder Gegenwart (1, 74).

Zum Unterschied von Goethe und Schiller, die dem Schein des Lebens, der Kunst, dienten, hat er die höchsten Interessen des Lebens selbst im Auge (1, 216f. 420. 426. 452). Es ist jetzt die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsere Festungen (1, 381). Die Revolution tritt in die Literatur, und der Krieg wird ernster (1, 420). Allerdings bleibt Heine ein Salondemogoge. Als er die Revolution in Paris selbst erlebt, kann er sich nicht genug tun, sie verächtlich zu machen. Schon 1841 schreibt er: „Ich habe große Furcht vor dem Greuel einer Proletarierherrschaft, und ich gestehe Ihnen, aus Furcht bin

ich ein Konservativer geworden“ (2, 379). Am 9. Juli 1848 heißt es: „Über die Zeitereignisse sage ich nichts; das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muß eingesperrt werden, wenn das so fortgeht“ (3, 151). Aber solange die politische Unruhe ihn selbst nicht berührt, fühlt er sich als Vorkämpfer einer neuen Zeit, der das Alte mit allen Mitteln bekämpft: „Gegen politische Feinde ist es Pflicht, politisch zu handeln“ (3, 250). Immer wieder bezeugt sein Briefwechsel, wie er selbst, meist verdeckt, die Presse zu beeinflussen versucht. „Der Stolz der geistigen Obermacht, die mir angeboren ist, und das Bewußtsein, daß kein Mensch in der Welt mit weniger Federstrichen sich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt“, beseelt ihn in diesen Kämpfen (2, 213). Er will nicht amüsieren, sondern lehren (3, 334).

Es ist aber gerade kein erhebender Augenblick, wenn wir dann immer wieder von seinem Kleinmut und von Selbstanklagen lesen, mit denen er auf die Gegenschläge der Angegriffenen antwortet und sich selbst anklagen muß, zu unüberlegt geschrieben zu haben und zu weit gegangen zu sein. Den politischen Schriftsteller in Prosa und Vers wird die Nachwelt nicht als einen aufbauenden Vorkämpfer für Gerechtigkeit und Freiheit achten können. Sein geistreiches Talent entbehrte der sittlichen Größe und der politischen Verantwortung, auch wenn er das Gegenteil behauptet (2, 113). An diesem Urteil kann der Umstand, daß Heine viel Morsches und Totes bekämpfte, nichts ändern.

Heine war ein Dichter. Zwar wird der Leser der Briefe enttäuscht sein, nicht eben viele Aussagen über seine eigentliche Kunst zu erfahren. Es sind mehr nebensächliche Bemerkungen, die uns begegnen. Auf den jungen Bonner Studenten haben die Ausführungen A. W. Schlegels über das Volkslied einen großen Eindruck gemacht (1, 36. 270). Sie trafen die kindliche Saite seines Wesens. Es war ihm aber bewußt, daß er auf ihr spiele. Die kleinen „malitziös-sentimentalen“ (1, 51) „trüb-ernsten“ (1, 299) Lieder, „Variationen desselben kleinen Themas“ (1, 84), setzt er selbst herab. Doch ist es wohl nicht ganz ernst zu nehmende Selbstironie, wenn er sagt, sie seien Gemütskehricht (1, 186), der keinen Schuß Pulver wert sei (1, 67). Dann spricht er wieder von seinen „göttlichen Versen“ (1, 212), hält sich für einen Dichturfürsten (3, 503), einen Klassiker, einen jener edelsten und größten Männer Deutschlands, die mit gebrochenem Herzen und zerrissenem Rock ins Grab steigen (2, 209). Verschiedentlich gebraucht er die hübsche Wendung, er sei eine arme deutsche Nachtigall, die in der Perücke Voltaires ihr Nest gemacht habe (z. B. 3, 633). Während es ihm unmöglich ist, in den antiken Maßen zu dichten, und ihm Shakespeare fremd bleibt, fühlt er sich Lord Byron verwandt (1, 71. 175). Heine wurzelt zweifellos in der Romantik und nennt sich ihren letzten und abgedankten Fabelkönig (3, 36). Er wollte sie jedoch weiter entwickeln, die unmännliche Goethedichtung (1, 426. 452) überwinden und in der kecksten Weise des modernen Humors wieder geltend machen (2, 441).

Wenn Heine zuweilen auch den inneren Gehalt der Dichtung hervorhebt (1, 122), so ist sein Augenmerk vor allem auf den Stil, die Form gerichtet. Er hat das *l'art pour l'art* als seine Auffassung von der Kunst stark betont (2, 278). Dafür hat er in der Tat ein feines Empfinden. Er notiert Stilbeobachtungen (1, 299. 426), stellt neue Töne seiner eigenen Werke fest (z. B. 1, 208; 3, 575). „Ohne Kultur des Stils kann die andere Kultur nicht gefördert werden“ (1, 97). Noch in den letzten Tagen seines Lebens sorgt er sich um sorgfältige Korrektur und um das gefällige Äußere seiner Bücher (z. B. 3, 307. 311. 559). Er ist überzeugt, einen vorzüglichen Stil zu schreiben: „Lassen Sie sich vorher (vor der Lesung eines seiner Werke) von Ihrer Frau ein Kissen geben und lesen Sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten“ (3, 494).

Die Wortgewandtheit, die ihm von Geburt an eigen war und die sich mit einem außerordentlichen Feingefühl für das Empfinden seiner Zeit verband, erklärt am besten den Einfluß, den Heine auf seine Zeit ausübte und der weiterwirkte, bis auf den jungen Rilke. Es wird sich schwer ausmachen lassen, bei welchem seiner Gedichte auch ein echtes Gefühl, wenigstens das einer Augenblicksstimmung, vorhanden war und in welchem nur ein Gedanke und ein bewußter Wille die Worte formten. Dieser Zweifel, verbunden mit einem neuen Seelengefühl, dem das Kindlichspontane fremd geworden ist, hat Heine als Dichter in der Gegenwart zurücktreten lassen. Schon sein Name allein genügt, um ein Gefühl der Kühle und Fremdheit zu erzeugen. Dies ist gewiß zum Teil ein ungerechtes Schicksal; ob es sich wandeln wird, vermag noch niemand zu sagen.

Die Briefe Heines lassen auch sein Verhältnis zur Religion klarer als bisher erkennen. Er stammte wohl aus einer gläubigen jüdischen Familie. Der Zwiespalt seiner Natur, „der stete Kampf der Vernunft mit seiner angeborenen Neigung zur Schwärmerei“ (1, 210), ließ ihn vorübergehend „eine Madonna lieben ... Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen“ (1, 9). Doch spottet er bald über Religion und Christentum (1, 62f.). Wenn er sich taufen ließ und der protestantischen Kirchengemeinschaft anschloß, war das ein rein gesellschaftlicher, weltlicher Akt, um den Makel des Judentums zu tilgen (1, 101. 107. 108 usw.). Er bekannte sich dann zu dem Hegelschen Atheismus, betrachtete die verschiedenen Konfessionen als Landesunglück, wünschte einen allgemeinen Indifferentismus, die Beseitigung der katholischen und protestantischen Deutschländer und ein ganzes großes freies Deutschland (1, 463).

Allmählich trat in Paris ein Wandel ein, den die Krankheit beförderte. Es entwickelte sich in ihm eine große Abneigung gegen den deutschen Atheismus, und er gewann wieder die Überzeugung von einem wirklichen, persönlichen Gott, der außerhalb der Natur und des Menschengemütes ist, dem ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen für seine unsterbliche Seele er anfleht. Es ist der Gott seiner Väter. „Der alte Moses steht in floribus.“ Nach seiner Weise preist er sich deshalb glücklich, weil er sich im Übermaß sei-

ner Schmerzen einige fluchende Gotteslästerungen erlauben könne, während den Atheisten eine solche Labung nicht vergönnt sei. Doch im allgemeinen spricht er vom lieben Gott und dem demütigen Gottesglauben des gemeinen Mannes und faltet gottergeben die Hände. Vor allem die immer inniger werdende seelische Verbindung mit seiner gottesfürchtigen Mutter stärkt diese Gesinnung. Sie erlaubt ihm auch nicht mehr die Sünde wider den Heiligen Geist, d. h. keinen Verrat an seinen eigenen Überzeugungen und keine zweideutige Handlung. Zwar wehrt er sich dagegen, daß man Nachrichten verbreitet, er habe sich bekehrt und sei fromm geworden. Aber er will doch nicht mit dem lieben Gott spielen. Kirchlich wurde er nicht. Es sei noch erwähnt, daß er es mit Anerkennung bemerkt, wie sich in deutschen Blättern katholischen Standpunktes eine gemütsfreiere Ansicht ausspreche und eine umfassendere Weite herrsche als in dem größten Teil der anderen deutschen Kritiken seiner Werke.²

Heines wechselvolles und zwiespältiges Leben gewann so einen freundlicheren Ausklang. So braucht das letzte Wort über ihn nicht ein Urteil über seine menschlichen, religiösen und moralischen Verirrungen zu sein.

Das Briefwerk Heines beweist den großen Anteil des Dichters und Schriftstellers an der deutschen, europäischen und selbst der amerikanischen Geistesentwicklung (3, 626). Aber er hat den überzeitlichen geistigen Reichtum Deutschlands, Europas und der Welt kaum gemehrt; denn er war ohne wahre Tiefe, und es mangelte ihm an menschlichem Rang, Kraft, Ehrfurcht und Verantwortungsbewußtsein. Geistreichsein genügt nicht, um einen Platz unter den wahrhaft Großen zu erlangen.

Die französischen Katholiken und die modernen Freiheiten unter dem Pontificat Pius IX.

JOSEPH LECLER SJ

Beim Herannahen der Revolution von 1848 war es den Katholiken Frankreichs dank den Anstrengungen Montalemberts gelungen, eine gewisse Einheit des Handelns zu erreichen. Die Debatte von 1844 über die Unterrichtsfreiheit hatte diese Einheit nur noch bestärkt. „Freiheit wie in Belgien!“ war damals der Ruf, der die Katholiken zusammenführte. Gewiß, sie vergaßen nicht die Enzyklika *Mirari vos* vom Jahre 1832 und die von Gregor XVI. gegen den Liberalismus verhängten Zensuren; sie glaubten indes

² 3, 173. 186. 193. 195. 198. 211. 216. 276. 279 f. 334 f. 360. 377. 578. 656 usw.